

# „Was heißt denn schon Natur?“

Stefan Heiland

*Zum Gedenken an Birgit Wilke.*

„Was heißt denn schon Natur?“ fragte die Zeitschrift „Garten und Landschaft“ vor einiger Zeit und forderte zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Naturbegriff im Rahmen eines Essaywettbewerbes auf<sup>1)</sup>. Die Resonanz übertraf alle Erwartungen, 120 Arbeiten wurden eingereicht.<sup>2)</sup>

Obwohl bereits seit Jahrtausenden über „Natur“ nachgedacht wird<sup>3)</sup> und man daher meinen möchte, es gäbe nichts Neues zum Thema zu sagen, beschäftigt die „Natur“ uns nichtsdestotrotz offensichtlich immer wieder. Wir werden nicht müde, uns mit ihr auseinanderzusetzen, und das nicht nur praktisch, sondern ebenso auch theoretisch. Was treibt uns dazu? Die Antwort hierauf wird im folgenden auch zu einer Antwort auf die Wettbewerbsfrage beitragen.

Interessanterweise lautet diese nicht etwa „Was ist Natur?“, sondern „Was heißt denn schon Natur?“ Dies ist in zweierlei Hinsicht bemerkenswert.

Erstens deutet das Verbum „heißt“ anstelle des Verbums „ist“ darauf hin, daß es nicht um eine feststehende und allgemeingültige Definition von Natur geht – und, wie noch zu zeigen sein wird, gar nicht gehen kann – sondern um die Art und Weise, wie wir als Menschen Natur wahrnehmen, verstehen, definieren und uns ihr gegenüber verhalten. Die Antwort auf die gestellte Frage muß daher unter den Bedingungen der prinzipiellen Fähigkeiten und Grenzen des Menschen, von Sprache und Kultur sowie unter Berücksichtigung individueller Sichtweisen und Lebenserfahrungen formuliert werden.

Zweitens verweist der etwas abfällig-ironische Klang des „denn schon“ auf den schillernden Charakter des Wortes „Natur“. Seine Vieldeutigkeit kommt darin zum Ausdruck. Wir stoßen hier auf das schwer faßbare, zu Mißverständnissen und Auseinandersetzungen führende Wesen des Begriffes „Natur“, auf die Fallstricke, in die wir so gerne treten, wenn wir ihn gebrauchen, sowie auf die Möglichkeit, mit dem Argument „Natur“ fast alles und ebensogut auch dessen Gegenteil begründen und legitimieren zu können.

Um daher im folgenden eine babylonisch anmutende Sprachverwirrung soweit als möglich zu vermeiden, versuche ich die jeweils gemeinte Bedeutung des Begriffes „Natur“ in jedem Einzelfall klar darzulegen. Geschieht dies – bewußt – nicht, so ist er im landläufigen und sicherlich diffusen Sinne von „grüner Umwelt des Menschen“ zu verstehen. Steht „Natur“ in Führungszeichen, so ist damit der Begriff als solcher, bar jeglichen Bedeutungsinhaltes, gemeint.

Die beiden bisher genannten Merkmale des Naturbegriffes – Abhängigkeit vom Menschen einerseits, Vieldeutigkeit andererseits – hängen

selbstverständlich eng zusammen. Die Vielzahl menschlicher Einstellungen, Charaktere, Lebenserfahrungen und -umstände, die wiederum nicht losgelöst von Zeitepoche und Kulturkreis gesehen werden können, schlägt sich in zweifacher Weise nieder. Erstens in der Vielzahl der mit „Natur“ assoziierten Bedeutungen, zweitens in unserer Einstellung und unserem Handeln dem gegenüber, was wir als „Natur“ bezeichnen. Das erste ist oft so widersprüchlich wie das zweite.

So machen wir Natur einerseits zum Objekt für unsere (tatsächlichen und vermeintlichen) Bedürfnisse und beuten sie als Ressource schonungslos und beliebig aus. Andererseits sehnen wir uns nach der „grünen“ Natur und suchen ihre Nähe, um uns vom Prozeß ihrer technisch-zivilisatorischen Nutzbarmachung zu erholen. Wir verachten sie, indem wir sie ausbeuten und bewundern sie gleichzeitig, indem wir andächtig vor beeindruckenden Landschaften stehen. Wir bekämpfen sie, wenn sie uns als „Unkraut“ und „Ungeziefer“ lästig wird, achten sie gering, wenn sie einer Straße, dem wirtschaftlichen Aufschwung oder politischen Karrieren im Wege steht, versuchen aber gleichzeitig den „Frieden mit der Natur“ zu schließen (dies bemerkenswerterweise vor allem, seit diese Natur uns quasi „den Krieg erklärt“ hat und in mannigfaltiger Form „zurückschlägt“). Wir fürchten die Natur und sehnen uns doch nach ihr. Wir versuchen uns vor der Natur zu schützen und gleichzeitig die Natur vor uns.

Diese so gegensätzlich anmutenden Aspekte sind genaugenommen nur zwei Seiten der gleichen Medaille. Die emotionale und ästhetische Hinwendung zur Natur ist erst aufgrund der durch Wissenschaft und Technik ermöglichten weitgehenden (und oft auch nur vermeintlichen) Beherrschung der Natur und damit der Unabhängigkeit des Menschen von ihren Unwägbarkeiten und Katastrophen gleichzeitig sowohl möglich als auch nötig<sup>4)</sup>.

Vom sicheren Standpunkt der Bewohner eines reichen Industrielandes aus, vergessen wir nur allzuleicht, daß die Menschen fast während ihrer gesamten Geschichte den Unbilden der Natur sowie der existentiellen Bedrohung, die von ihr ausgehen konnte, ausgesetzt waren und in vielen Teilen der Erde noch immer sind. Natur war – gerade aufgrund des so unmittelbaren Kontaktes zu ihr – eine Herausforderung, der man sich zwar anpassen, der man aber ebenso entschlossen entgegenzutreten hatte, um leben und überleben zu können.

Mit der zunächst sehr erfolgreich erscheinenden Bewältigung dieser Herausforderung, der damit jedoch einhergehenden Zerstörung der Natur und der Entfremdung des Menschen von ihr, konnte man ihr erst neu und anders begegnen. Erst als die Schattenseiten der Naturbeherrschung bewußt wahrgenommen wurden und der

städtische Mensch immer weniger unmittelbaren Kontakt zu Pflanzen, Tieren, Wäldern und Feldern hatte, konnte – vor allem durch die bis heute wirksame Romantik – Natur verklärt und als Zuflucht vor den negativen Erscheinungen der technischen Zivilisation gesehen werden.

Paradoxerweise erlaubt aber gerade erst ein gewisser Grad an Zivilisation, die Natur in erholsamer Weise zu genießen, ohne die Angst vor einer bedrohlichen Wildnis mit jederzeit gegenwärtigen Gefahren im Nacken zu spüren. Gleichermäßen erfordert aber diese Zivilisation den erholsamen Naturgenuß. Denn der Mensch, dessen Alltagswelt vom unmittelbaren, oft mühsamen und gefährvollen Kontakt zur Natur geprägt ist, kann sie gerade nicht als Ausgleich zum Alltag betrachten und sie als erholsam empfinden, wie dies für die Menschen in der urban-industriell geprägten Arbeits- und Lebenswelt typisch ist. Und obwohl unsere Sehnsucht nach Natur durchaus von der Achtung und der Zuneigung zu ihren Schönheiten geprägt ist, machen wir sie doch ein weiteres Mal zum ausgebeuteten Objekt: sie wird zur Ressource unseres Erholungsbedürfnisses.

Wie kaum ein anderer Begriff deckt „Natur“ also völlig entgegengesetzte Vorstellungen, Wünsche, Bedürfnisse und Emotionen ab. Wohl gemerkt nicht fein säuberlich getrennt bei unterschiedlichen Personen, sondern – wenn auch in unterschiedlicher Weise – in jedem einzelnen. Fast könnte man „Natur“ mit einem Chamäleon vergleichen, das je nach Standpunkt, Lage und Situation seine Farbe, sprich Bedeutung, scheinbar beliebig wechselt und dabei völlig gegensätzliche Positionen einnehmen kann. Bereits Voltaire bezeichnete sie als „das große Alles“

Woran liegt dies? Das Wort „Natur“ wird oft unreflektiert verwendet. Unbewußt gehen wir davon aus, daß es klar definiert sei, daß man sich über seine Bedeutung nicht eigens zu verständigen brauche, „daß da, wo ein Wort sei, auch ein Ding, ja ein Ding sein müsse“<sup>5)</sup>. Bei vielen Wörtern unserer Sprache ist dies ja der Fall, wie bei Tisch, Haus, Baum, Vogel, usw. Sie sind sprachlich eindeutig bestimmt und dadurch von allen anderen Dingen eindeutig getrennt. So läßt sich ein Haus als ein Ding mit Wänden, Fenstern, Türen, einem Dach, einem bestimmten Zweck usw. bestimmen, also durch spezifische Elemente und Eigenschaften, die in ihrer Verbindung nur auf „Haus“ zutreffen.

Weniger einfach verhält es sich beim Begriff „Natur“. Offensichtlich unterscheidet sich dieser seinem Wesen nach völlig von Begriffen wie den eben genannten. Seine Bedeutung leitet sich immer aus einem Gesamtzusammenhang her, innerhalb dessen er – sei es nun explizit oder implizit, bewußt oder unbewußt – als Gegensatz zu einem anderen Begriff gebraucht wird. Und von der Bedeutung dieses Gegenbegriffes hängt die Bedeutung des Begriffes „Natur“ ab<sup>6)</sup>. Er wird somit indirekt von dem her bestimmt, was er nicht ist.

Diese Gegenbegriffe sind nun immer Wörter, die, wie beispielsweise Mensch, Kultur, Zivilisation, Technik, Stadt, Vernunft u.a.m., Aspekte der Art und Weise beschreiben, wie die Menschen sich und ihr Handeln in der Welt verstehen. Je nachdem, ob diese im jeweiligen Zusammenhang rein deskriptiv gebraucht werden oder aber posi-

tiv bzw. negativ besetzt sind, kann auch „Natur“ rein beschreibend verwendet werden oder eine normative Wertung erfahren. „Natur“ ist somit immer ein getreues Spiegelbild unseres Selbstverständnisses als Menschen.

Da sich aber sowohl unser individuelles als auch unser kulturelles Selbstverständnis im Laufe der Zeit ändern, ändert sich zwangsläufig die Bedeutung des Naturbegriffes, über den damit neu nachgedacht werden muß. Dies jedoch nicht etwa aus Gründen einer sprachlich-theoretischen Sauberkeit, welche vielleicht für die Duden-Redaktion von Interesse sein mag. Vielmehr geht es dabei um die Änderung des mit einem bestimmten Naturverständnis immer verbundenen Schemas der Daseinsbewältigung, somit um die Anpassung menschlicher Handlungsweisen an neu entstandene Problemlagen und Herausforderungen. Dies gilt besonders in einer Zeit, in der die Ausbeutung und (scheinbare) Beherrschung der Natur Ausmaße angenommen haben, die mittelfristig das Leben und Überleben der Art *Homo sapiens* zumindest gefährden. Hiermit wäre die Frage nach der immerwährenden, insbesondere der momentanen Aktualität des Wettbewerbsthemas beantwortet.

Hier ist jedoch eindringlich vor dem Irrtum zu warnen, eine rein vernunft- und wertebezogene Änderung des Naturverständnisses, beispielsweise im Rahmen einer „Ökologischen Ethik“, könnte alleine zu notwendigen Verhaltensänderungen führen. Sie kann zwar einen wohl notwendigen, aber keineswegs hinreichenden Beitrag zu diesen Verhaltensänderungen leisten. Viel stärker als bisher sind hier menschliche Verhaltensdispositionen sowie gesamtgesellschaftliche Funktionsmechanismen zu berücksichtigen<sup>3)</sup>.

Zudem darf nicht vergessen werden, daß das bisher Gesagte in erster Linie für die reichen Industrieländer Gültigkeit besitzt. Vor der unmittelbaren Bedrohung durch Hunger, Krieg, Verfolgung, Krankheit, Dürre und Tod schrumpfen Fragen des Umwelt- und Naturschutzes zu vernachlässigbaren, oft nicht einmal mehr wahrnehmbaren Bagatellerscheinungen zusammen, selbst wenn beides eng zusammenhängt. „Bei euch sterben die Wälder, bei uns aber die Menschen“ sagte einmal ein afrikanischer Besucher Deutschlands.

Zurück zum erwähnten Gesamtzusammenhang, in den der Naturbegriff immer eingebunden ist. Dieser Kontext ist bei verschiedenen Personen oder Personenkreisen aufgrund individueller und kultureller Vorerfahrungen, aufgrund von Wissen, Intentionen, Gefühlen usw. durchaus unterschiedlich.

Ein einfaches Beispiel: für einen durchschnittlichen Großstadtbewohner mögen die Fichtenforste des Umlandes als Kontrast zu seiner städtisch-industriellen Alltagswelt geradezu der Inbegriff von Natur sein. Jene Menschen aber, die sich der Kulturbedingtheit solcher Reinbestände bewußt sind, werden – je nach Standort – solche Forste gar als „naturfern“ bezeichnen. Dies kann völlig verschiedene Bewertungen ein und desselben Waldbestandes zur Folge haben (vorausgesetzt freilich, „Natur“ dient als Bewertungskriterium). Dennoch ist keine der beiden Sichtweisen per se falsch. Denn auch wenn ohne den Eingriff des Menschen die Fichten nicht dort stehen würden,

wo sie stehen, und auch wenn durch die Anpflanzung von Fichtenmonokulturen eine etwaige frühere Artenvielfalt zerstört worden sein mag, so ist doch die einzelne Fichte sicherlich ein Teil (oder zumindest ein Produkt) der Natur und selbst die Fähigkeit, Kulturleistungen wie eben einen Fichtenforst hervorzubringen, ist eine innerhalb der natürlichen Evolution erworbene Fähigkeit des Menschen. Damit wäre es eine Fähigkeit der Natur selbst, mittels des Menschen Kultur zu erzeugen.

Dieses Beispiel zeigt, daß der Begriff „Natur“ und sein jeweiliger Gegensatz, wie eben „Kultur“ oder „Mensch“, hierarchisch keineswegs gleichwertig sind. Und obwohl die spezifische Bedeutung von „Natur“ immer von seinem Gegenbegriff abhängt, bleibt „Natur“ doch der höherrangige<sup>6)</sup>. Menschliche Kulturleistungen und der Mensch selbst sind ohne die Grundlage der Natur nicht denkbar und möglich. Sie lassen sich gar – so man das will und sich darauf verständigt – mit guten Gründen selbst als Teil der Natur betrachten und müssen zumindest als in ihr wurzelnd gesehen werden. Dies bedeutet aber, daß die eindeutige und vollständige Abtrennung eines anderen Begriffes vom Begriff „Natur“ nicht möglich ist, „Natur“ umschließt alles andere. Auch das „Unnatürlichste“, Technifizierteste, Gekünstelteste ist in gewisser Weise noch Natur, entstammt ihr zumindest und ist ohne von ihr bereitgestellte Stoffe und Prozesse, so sehr diese auch verändert werden mögen, nicht denkbar.

Dieser Beschreibung entspricht nun offensichtlich ein Naturverständnis, das „Natur“ nicht allein als einen Pol der erwähnten Gegensatzpaare sieht, sondern bei dem „Natur“ seinen Gegensatz mit beinhaltet. Somit sind zwei Bedeutungsebenen des Begriffes „Natur“ zu unterscheiden. Erstens ist er ein „Totalbegriff“, der die gesamte Materie sowie sämtliche Vorgänge im Universum umfaßt. Zweitens ist er ein sich wandelnder „Teilbegriff“, dessen jeweilige Bedeutung innerhalb eines bestimmten Zusammenhangs durch einen Gegenbegriff spezifiziert wird.

Wenn wir „Natur“ in diesem zweiten Sinne verwenden, ist dies letztlich eine verkürzte Redeweise, die genaugenommen heißen müßte: Natur als Totalbegriff abzüglich des – darin enthaltenen! – Bedeutungsinhaltes eines Begriffes, der die menschliche Rolle in der Welt beschreibt und gegebenenfalls bewertet. Und selbstverständlich bleibt, je nachdem, was wir abziehen, unter dem Strich etwas anderes übrig. In jedem dieser Teilbegriffe werden daher zwangsläufig verschiedene Aspekte, die sozusagen im „potentiellen Bedeutungsfeld“ von „Natur“ liegen, nicht erfaßt. Dieser Verzicht ermöglicht es aber erst, „Natur“ im jeweiligen Zusammenhang definitorisch scharf zu umreißen und ihn als Begriff zu verwenden, welcher menschlichen Lebensbereichen gegenübergestellt werden kann.

Die sich hieraus ergebenden, wohl unendlich vielen Möglichkeiten, „Natur“ mit Inhalt zu versehen, machen den Begriff offen für Deutungen und Wertungen jeglicher Art. Dies macht ihn so mißverständlich, so schwierig handhabbar und so wenig operationalisierbar. Als äußerst bedeutsam erweist sich dies für die Naturwissenschaften der Neuzeit, die ja ohne Zweifel unsere Sicht der Natur und unseren Umgang mit ihr entscheidend

prägen. Für die auf einen möglichst hohen Grad an Exaktheit bedachte naturwissenschaftliche Terminologie eignet sich ein derart diffuser und unklarer Begriff wie „Natur“ nämlich kaum. Es ist für das Verständnis der sogenannten „ökologischen Krise“ nicht unbedeutend zu sehen, wie die Wissenschaften damit umgingen.

Wesentliche Inhalte des Naturverständnisses der modernen Wissenschaften newtonscher Prägung finden sich im Naturbegriff, den Immanuel Kant in der „Kritik der reinen Vernunft“ formulierte. Natur – als Gegenstand der Wissenschaften – ist demnach schlicht der Inbegriff aller Objekte, die aufgrund des menschlichen Erkenntnisvermögens Gegenstand menschlicher Erkenntnis sein können und sich in mathematisch formulierbaren Gesetzen ausdrücken lassen.

Abgesehen davon, daß Kant die Art unserer Erkenntnisse über die Natur nicht auf diese selbst, sondern auf die Struktur des menschlichen Erkenntnisapparates zurückführt (worüber noch zu sprechen sein wird), vollzieht er dieselbe methodische Beschränkung wie bereits Galilei: als Gegenstand der Wissenschaften ist Natur allein das Quantitative, das Zähl- und Meßbare, das was naturgesetzlich erfaßbar ist. Unter diese Definition fallen aber beispielsweise auch ein Motorrad oder eine Waschmaschine. Beide sind Gegenstand unserer Erkenntnis und mathematisch beschreibbar. Dies zeigt, daß Natur für die modernen Naturwissenschaften nicht nur das bereits Vorhandene, das schon faktisch Gegebene umfaßt, sondern ebenso das Mögliche, das Potential, das der Mensch durch die technische Umsetzung seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse und Fortschritte neu schafft. Wir haben es sozusagen mit einem „expansionistischen“, mit einem auf inhaltliche Erweiterung durch Wissenschaft und Technik angelegten Naturbegriff zu tun.

Ein solcher Naturbegriff kam dem Anspruch der neuzeitlichen Wissenschaften, den Fortschritt der Menschheit zu fördern und ihr die „Macht zu allen Werken“ zu geben (wie Francis Bacon es programmatisch formuliert hatte), sehr entgegen: Natur ist objektiviert, operationalisierbar, handhabbar und zudem wertneutral. Jegliche normative Dimension, die der Naturbegriff in der Antike und im Mittelalter besessen hatte, ging völlig verloren. Somit fallen aber auch etwaige Schranken des Zugriffs auf die Natur. Sie ist nun schlicht die Summe der möglichen Forschungsgegenstände der Wissenschaften, die jedoch als einzelne, streng umgrenzte Bereiche sehr viel genauer zu bezeichnen und zu behandeln sind (z.B. als Mechanik, Optik, Thermodynamik etc.). Natur als Ganzes ist nicht mehr Gegenstand der Naturwissenschaften, der Blick für übergreifende Zusammenhänge ging weitgehend verloren. Diese „Naturvergessenheit der Naturwissenschaften“, die erst heute langsam und vereinzelt überwunden wird, hat wohl ihren Teil zur derzeitigen bedrohlichen Situation auf unserem Globus beigetragen.

Daß der Naturbegriff tatsächlich ganz unterschiedliche Bedeutungen annehmen kann, darunter solche, die völlig konträr zu unserem Alltagsverständnis stehen, kann hieran anschließend am Beispiel Kants und Aristoteles' illustriert werden. Kant selbst war der Ansicht, daß sich das Phänomen „Leben“ der mathematisch-naturgesetzli-

chen Erklärung entziehe. Damit aber sind die Lebewesen – Pflanzen, Tiere, Menschen – nur in ihrem „physikalischen Restbestand“ Natur, also nur insoweit, als von dem, was sie als Lebewesen eigentlich ausmacht, abgesehen wird. Das Lebendige als Lebendiges ist ausdrücklich nicht Natur im Sinne der „Kritik der reinen Vernunft“

Ebenfalls eine Einschränkung des Naturbegriffes, wenn auch mit ganz anderen Folgen, läßt sich bei einem anderen großen Denker der abendländischen Geschichte, bei Aristoteles, aufzeigen. Ihm zufolge ist Natur das, was das Prinzip seiner Bewegung in sich selbst hat; mit anderen Worten das, was aus sich selbst heraus, ohne äußere Einwirkung wächst und geschieht. Wie verhält es sich dann aber mit Vogelnestern, Ameisenhaufen oder Termitenbauten? Dies sind Phänomene, die wir ohne Zögern als „Natur“ bezeichnen würden. Zweifelsohne aber wachsen und entstehen sie nicht von selbst, sondern sind auf die Tätigkeit der Vögel, Ameisen und Termiten angewiesen. Wenn sie aber nicht „Natur“ sind, was sind sie dann? Aristoteles hat hierauf meines Wissens keine Antwort gegeben, aber sie wären wohl als Produkte der Tätigkeit und des Schaffens von Tieren zu betrachten, ganz analog wie Häuser Produkte menschlicher Tätigkeit sind. Müßten wir dann aber nicht – so man den aristotelischen Naturbegriff konsequent zu Ende denken will – die Bezeichnung „Kultur“, wenn auch in sehr rudimentärer Form, auch auf Produkte tierischer Tätigkeit beziehen und somit anderen Lebewesen „Kulturfähigkeit“ attestieren?

Die Abhängigkeit des Naturbegriffes von menschlich-kulturellen Faktoren wurde bisher auf der semantischen, der sprachlichen Ebene aufgezeigt. Was aber für den Begriff als solchen gilt, gilt – in einem ganz bestimmten Sinne – ebenso dort, wo es um die mit „Natur“ bezeichneten Inhalte, gleichsam um die Sache selbst geht. Bereits Kant hatte ja festgestellt, daß wir die Welt nicht einfach so sehen, wie sie „an sich“, also tatsächlich ist, sondern daß dies in Abhängigkeit von den Strukturen des menschlichen Gehirns geschieht. Hierüber herrscht heute weitgehende Einigkeit, wenn auch umstritten ist, wie und in welchem Maße unsere Wahrnehmung der Welt und die „Welt an sich“ zusammenhängen.

Fest steht, daß wir aus unterschiedlichsten Gründen durch unsere Sinne und das reizverarbeitende Gehirn nur einen geringen Ausschnitt der uns umgebenden Welt erfassen. Wir vergrößern diesen Ausschnitt zwar beständig: individuell durch neue Erfahrungen, wissenschaftlich durch technische Geräte und Apparaturen. Wir wissen jedoch nicht, was und wieviel uns dennoch verborgen bleibt. Das außerhalb der Grenzen unserer Wahrnehmungsfähigkeit Gelegene ist nicht beschreibbar, denn wir sehen nicht, was wir nicht sehen. Dies hat aber zur Folge, daß wir die Natur niemals völlig erkennen und verstehen können. Wir wissen nicht, ob sich nicht jenseits unserer Erkenntnis weitere unbekannte Fakten verbergen. Natur verhält sich gleichsam wie ein Horizont, der zurückweicht, wenn wir uns ihm nähern. Ob es dabei ein Ende gibt, und wie die (noch) unbekanntes Gefilde aussehen mögen, entzieht sich unserer Kenntnis.

Natur ist somit gleichzeitig das, was wir von der Welt sehen – und das was wir nicht sehen. Spre-

chen wir über sie, so ist uns immer nur ein Teil dessen, worüber wir sprechen, bekannt, einen anderen Teil – dessen Beschaffenheit und Größe unbekannt ist – müssen wir hinzudenken. Diese Teilung der Natur in einen uns bekannten und einen uns unbekanntes Bereich entspricht der Unterscheidung, die Jakob von Uexküll zwischen der „Umgebung“ und der „Umwelt“ eines Lebewesens vornahm<sup>7)</sup>. Die Umgebung ist der objektiv gegebene Raum, in dem ein Lebewesen vorkommt, samt allen darin vorhandenen Elementen, Strukturen, Wechselwirkungen, Beziehungen, usw. Die Umwelt ist der ganz spezifische Ausschnitt der Umgebung, an den dieses Lebewesen angepaßt ist, den es durch seine Sinne wahrnehmen kann und an dem es sein Handeln orientiert und überprüft. Die Umwelt vieler Tiere erfaßt dabei nur einen winzigen Ausschnitt ihrer Umgebung (was Uexküll sehr schön am berühmten Beispiel der Zecke veranschaulicht), aber das, was wir als Umgebung dieser Tiere bezeichnen, ist wiederum nichts weiter als unsere eigene Umwelt. Wichtig ist dabei, daß die Begriffe „Umgebung“ und „Umwelt“ nicht allein im räumlichen Sinne zu verstehen sind, sondern vielmehr auf Zusammenhänge und Prozesse sowie deren Bedeutung für ein Lebewesen abzielen.

Nun ist, wie bereits angedeutet, die Trennung zwischen Umwelt und Umgebung, zumindest für uns Menschen, keineswegs statisch. Wir gliedern laufend Teile der Umgebung unserer Umwelt ein und vergrößern diese dadurch. Dies geschieht auf zweierlei Art und Weise. Erstens – quasi direkt – sowohl durch persönliche Erfahrungen als auch durch neue wissenschaftliche Erkenntnisse, also letztlich durch die Erweiterung unserer Wahrnehmungsfähigkeit. Zweitens, und hierin scheint mir ein weiterer wesentlicher Grund der aktuellen ökologischen Probleme zu liegen, indirekt, über einen Umweg.

Dieser Umweg führt über unser Handeln, über unsere Eingriffe in die Natur. Diese können nämlich nicht allein unsere Umwelt betreffen, sondern ebenso unsere Umgebung. Damit aber steigt die Wahrscheinlichkeit, daß wir in unbekanntes Prozesse eingreifen bzw. solche auslösen. Bei vergleichsweise geringen Eingriffen des Menschen in die Natur mögen die Folgen harmlos oder zumindest begrenzt bleiben, bei Eingriffen mit globalen Dimensionen beginnt es gefährlich zu werden. Wer rechnete denn bei der Einführung der FCKWs schon damit, daß sie die Ozonschicht zerstören könnten, wer sah beim Einsatz von DDT die Langzeitfolgen und auch die schnelle Immunisierung vieler Insektenarten voraus, oder wer dachte schon daran, daß einige wenige in ein Ökosystem eingebrachte fremdländische Tiere die heimische Faunenvielfalt massiv dezimieren könnten? Freilich resultiert am Ende auch aus diesem Weg ein Erkenntnisgewinn, eine Zunahme der Wahrnehmungsfähigkeit, auch hier wird aus Umgebung Umwelt, allerdings erst, wenn das Kind bereits in den Brunnen gefallen ist.

Diese Einsicht in die Begrenztheit unserer Wahrnehmung darf, wenn wir auf diesem Planeten weiterhin menschenwürdig leben wollen (was ja vielen Menschen bereits heute versagt ist), nicht ohne Folgen auf unseren Umgang mit dem, was wir gemeinhin „Natur“ nennen, bleiben. Wir müssen Abschied nehmen von der drei Jahrhunderte al-

ten Vorstellung, die Natur sei durch die Wissenschaften enträtselt, sie sei völlig berechenbar, prognostizierbar und somit technisch beherrschbar. Diese Vorstellung konnte sich nur entwickeln, weil die Naturwissenschaften sich stets auf jene Ausschnitte der Welt beschränkten, die unserem Erkenntnisvermögen sowie der mathematischen Formulierung relativ leicht zugänglich waren. Dort erzielten sie unzweifelhaft, vor allem was die praktischen Anwendungsmöglichkeiten betrifft, außerordentliche Erfolge.

Unsere Eingriffe in die Natur werden aber ob der Einsicht in die Beschränktheit unseres Wissens und aufgrund der immer unüberschaubarer werdenden Dimensionen unseres Handelns vorsichtiger ausfallen müssen. Insbesondere bei Projekten mit eventuell weitreichenden ökologischen Folgen wird man von Wissenschaftlern nicht mehr ohne weiteres verlangen können, diese Folgen in allen Details exakt zu prognostizieren, um eine etwaige Ablehnung eines solchen Vorhabens zu rechtfertigen.

Dies wird gestützt durch naturwissenschaftliche Erkenntnisse der letzten Jahrzehnte, also von dem, was wir derzeit über die Natur selbst wissen (oder zu wissen glauben). Vor allem die Chaosforschung zeigt sehr öffentlichkeitswirksam und eindringlich das dynamische und prinzipiell unvorhersagbare Verhalten komplexer Naturprozesse.

Die Feststellung, daß die Frage nach „Natur“ in keiner Weise unabhängig vom Menschen zu beantworten ist, ist wie wir nun gesehen haben, sowohl sprachlicher als auch erkenntnistheoretischer Art. Sie ist jedoch nicht ontologischer Art, d.h. sie ist nicht auf die Welt als solches, auf die Natur „an sich“ bezogen. Man darf einen Begriff nicht mit dem von diesem Begriff bezeichneten Gegenstand verwechseln, und auch nicht die Erkenntnismöglichkeiten des menschlichen Beobachters mit dem Beobachteten, wie es an sich ist. Daher lassen Aussagen über die Art und Weise unserer Naturerkenntnis sowie über die Wandelbarkeit und Kulturabhängigkeit des Naturbegriffes keinen direkten Schluß auf die menschliche Bedingtheit des als „Natur“ Bezeichneten zu und schon gar nicht auf das Recht des Menschen, diese allein gemäß seinen Interessen auszubeuten. Mag auch die jeweilige Bedeutung des Naturbegriffes völlig abhängig vom Menschen sein, die Natur an sich ist es nicht. Sicherlich sind wir die „Macher“ der Natur, wie wir sie sehen, aber wir sind nicht die Schöpfer der Natur an sich. Dies zumindest scheint mir die plausibelste, am besten belegte und auch die unserem Handeln angemessene erkenntnistheoretische Position zu sein. Tiere, Pflanzen, Wasser, Boden, Luft, Gesteine sowie unterschiedlichste Zusammenhänge und Beziehungen zwischen diesen existieren auch ohne uns, wenn auch vielleicht in ganz anderer Weise, als wir dies meinen.

Gerade die Wandelbarkeit der Naturbegriffe, die Mangelhaftigkeit unseres Erkenntnisvermögens sowie die Einsicht in die Unvollkommenheit unseres Wissens scheinen mir daher die überzeugendsten Argumente gegen ein rein anthropozentrisches, allein am menschlichen Nutzen ausgerichtetes Verhalten gegenüber der Natur, insbesondere gegenüber anderen Lebewesen, zu sein. Wir können nie völlig sicher sein, was wir tun und womit wir es zu tun haben. Dies sollte uns Anlaß genug sein, verhaltener, vorsichtiger und rücksichtsvoller mit der Natur umzugehen – aus unseren ureigensten berechtigten Interessen heraus ebenso wie unter Berücksichtigung eines etwaigen Eigenwertes anderer Lebewesen.

Versucht man abschließend ein kurzes Resümee zu ziehen, so hat dieser Essay sicherlich mehr Fragen offengelassen, als er Antworten geben konnte. Doch das ist wenig verwunderlich. Vermutlich verhält es sich mit der Frage nach der „Natur“ ganz ähnlich wie mit der uralten Menschheitsfrage nach dem Sinn des Lebens. Wo bliebe dieser, wenn wir ihn kennen würden – und so es einen gibt? Machen nicht gerade die Suche, die Vielfalt der möglichen Wege und Lösungen, die Offenheit für unterschiedlichste Antworten Reiz und Würze des Lebens aus? Was bliebe uns, wenn wir alle Rätsel der Natur gelöst hätten, wenn wir genau sagen könnten, was und wie sie nun „wirklich“ ist? Ich denke daher, die Frage „was heißt denn schon Natur?“ wird solange aktuell sein, als es Menschen auf diesem Planeten gibt.

#### **Anmerkungen:**

- 1) Der vorliegende Artikel ist der überarbeitete Beitrag des Autors zu diesem Wettbewerb.
- 2) Vgl. Schäfer, Robert (Hg.): Was heißt denn schon Natur? München 1993. Dieser Band enthält 13 der eingereichten Essays.
- 3) Vgl. Heiland, Stefan: Naturverständnis. Dimensionen des menschlichen Naturbezugs. Darmstadt 1992.
- 4) Vgl. Ritter, Joachim: Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft. Münster 1963.
- 5) Hard, Gerhard: Viele Naturen. Bemerkungen zu den Essays. In: Schäfer, R. (Hg.) vgl. Anm. 2.
- 6) Vgl. Spaemann, Robert: Natur. In: Handbuch philosophischer Grundbegriffe, Band 4. München 1973.
- 7) Uexküll, Jakob von, Georg Kriszat (1934): Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen. Ungekürzte Ausgabe. Frankfurt a.M. 1983.

#### **Anschrift des Verfassers:**

Stefan Heiland  
Gustav-Heinemann-Ring 84  
D-81739 München

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Berichte der Bayerischen Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege \(ANL\)](#)

Jahr/Year: 1993

Band/Volume: [17\\_1993](#)

Autor(en)/Author(s): Heiland Stefan

Artikel/Article: ["Was heißt denn schon Natur?" 7-11](#)